

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Uppige, reisende Stille liegt über der Erde, die Lehren hängen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hasen und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idyllisches, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu firren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen: er ladet ihres Stachel's, ladet sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frisst sie, und am Ende müssen ihm die fleißigen Schaffnerinnen die süße Labe überlassen sammt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laube rothwangige Birnen und schwarze Kirsch'n locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, mit dem Fischreißer Halbpant zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu figeln und aus der Wasserhöhle ans Licht zu schmeicheln.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervogel sind davongezogen, rauhe Stürme brausen über die Dede, der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es giebt wenig zu jagen; doch die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine traurige, langweilige Zeit; er entwirft Pläne für den Winterfeldzug, macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpf warnend in sein Lager hinunterdröhnen. Indessen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke, Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Frost zerspalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Grünben, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Keineke darf das nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär!“ seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einemmale hebt er die Nase. Seine Augen blitzen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha! was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildnis ein süßgebratenes Stück von Later Hinz's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Keineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, „seine Augen werden wacker“, und, wie von unsichtbaren Banden gezogen, trabt er fürbaß. Und wahrlich, da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Keineke steht still, Überraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannt' Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch